

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **17 (2010)**

Heft 195

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

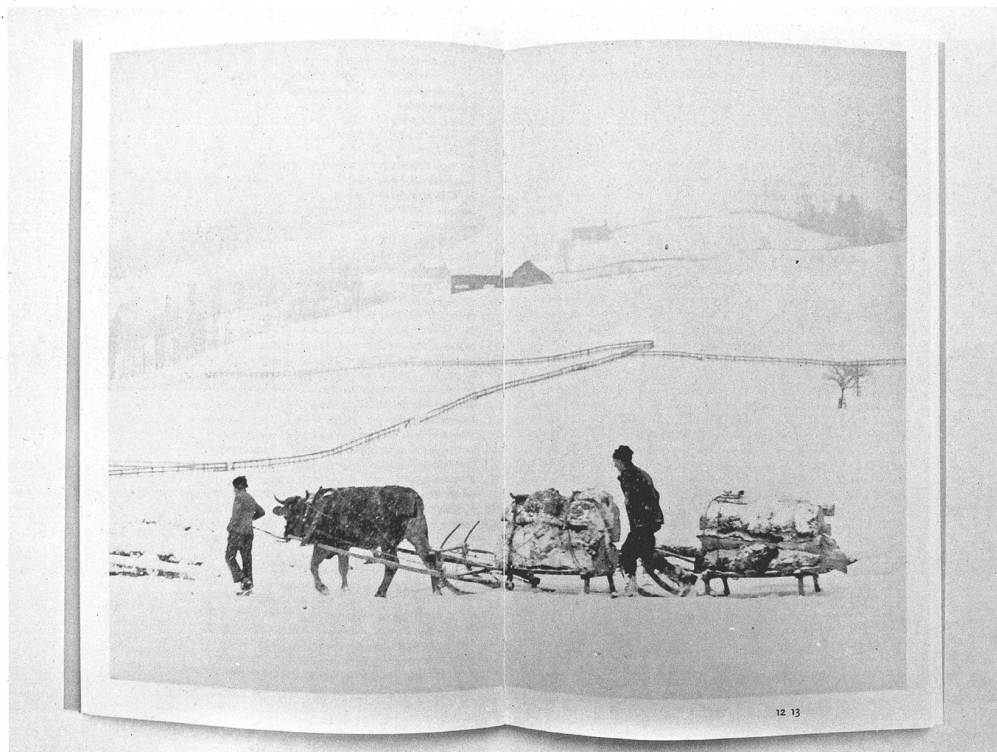
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

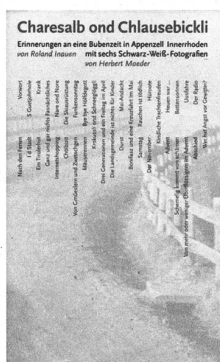
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Bilder in «Charesalb ond Chlausebickli» stammen von Herbert Maeder.

Bild:pd

ERINNERUNGEN MIT GASTBROSMEDE.



Roland Inauen, Kunsthistoriker und-Kurator des Museums Appenzell, hat ab 2006 regelmässig im «Appenzeller Magazin» Geschichten aus seinem Leben veröffentlicht. Er ist noch in einem innerrhodischen Mehrgenerationen-Haushalt aufgewachsen, dazu gehörten: eine Wirtschaft mit angegliederter Bäckerei-Konditorei samt Hauslieferdienst, Futtermittel- und Benzinhandel und eine kleine Landwirtschaft. «Privat» gab es nicht, die Wirtschaft diente als Wohnstube. Hier gab es Geschichten zu erzäh-

len und zu hören. Daraus hat Inauen geschöpft, daraus sind diese Erinnerungen entstanden, die von Neujahrsbesuchen bei Götti und Gotte, von kirchlichen Bräuchen, vom Funkensonntag, vom Heiraten und Bettensonnen, vom Durst oder von Stadtbesuchen berichten. Dabei zu erröten, weil ihn die Sprache als Appenzeller verriet, im Kleider Frey Lift fahren zu können und vor der Epa enttäuscht hören zu müssen: «Wir brauchen keinen Schmarre.» Auf dem Gaiserbahnhof roch es dann nach Charesalb, im Zug auch nach Backrauch, und beim Riethüslü galt es, die Sprungchance nicht zu verpassen.

Inauens Geschichten, ergänzt durch einige «Gastbrosmede» aus der «Appenzeller Zeitung», handeln – und das ist das Schöne an ihnen – nicht von Spektakulärem. Sie führen zurück in ein gradliniges und doch vielschichtiges Leben, das in dieser Form heute nicht mehr möglich erscheint. Falsche Nostalgie und Heimatduselei sind Inauen fremd, nicht aber melancholische Wehmut und stiller Humor. Gleichzeitig ist dieses Büchlein eine Hommage an den Innerrhoder Dialekt. Alle im Text vorkommenden Dialektausdrücke sind in der Seitenspalte rot gedruckt und werden übersetzt. So entpuppt sich Charesalb als Schmierfett und mit Backrauch ist Tabakrauch gemeint.

Herbert Maeder hat aus seinem Archiv sechs Schwarz-Weiss-Fotografien aus dem In-

nerrhodischen der fünfziger und sechziger Jahre herausgesucht, an die sich der Autor in seinen Erzählungen erinnert. Im Zusammenklang von Geschichten, Spracherklärungen, Fotografien und empfindsamer Gestaltung (Jost Hochuli) ist eine stimmige Erinnerung an eine entschundene Welt entstanden. *Richard Butz*

ROLAND INAUEN.
CHARESALB OND CHLAUSEBICKLI.
Erinnerungen an eine Bubenzzeit in Appenzell Innerrhoden mit sechs Schwarz-Weiss-Fotografien von Herbert Maeder. Edition Ostschweiz 11, Wittenbach 2010.

DIE SPANNUNG IST EIN GUTER ESSER.

Der Held in Kurt Bracharz' letztem Krimi heisst Johann Natter. Sechzehn Jahre ist es her, dass sich der Vorarlberger Gendarm, den alle Cowboy Joe nannten, in einem Fussacher Edelpuff rumtrieb und sich von trotteligem Ehrgeiz getrieben mit der Gangster-High-Society Europas anlegte. Cowboy Joe war sein Spitzname, weil er drei Schuss aus seiner Dienstpistole abfeuern musste, um eine angefahrene Kuh von ihren Schmerzen zu befreien. Natter war zwar hart gesotten genug, einer Kuh drei Mal in den Kopf zu schiessen, aber im Gegensatz zu seinen ame-



rikanischen Genrekollegen war er auch eitel und ein bisschen bieder. Wenn er sich besoff, dann unfreiwillig und ungeübt. Ein Antiheld nach amerikanischem Krimivorbild, von Bracharz zusätzlich über die Kleinräumigkeit Vorarlbergs gebrochen.

Johann Natter war drei Jahre vor Wolf Haas' Brenner auf der Piste und ist nicht minder abgerissen und vor allem ist er nicht minder lustig. – Auch ohne sprachliche Running Gags, die der ehemalige Werbetexter Haas so gerne reisst. Und nun schickt Bracharz nach der Krimipause wieder einen stolzen Verlierer in den Kampf gegen Klein- und Grosskriminelle und in den Kampf gegen den Entwurf vom geordneten Leben. Diesmal wohnt der Held aber nicht mit einer Katze in einer Substandardwohnung in der Peripherie Lustenaus, sondern in einer vollgemüllten Substandardwohnung in der Wiener Leopoldstadt mit einem grünzahnigen Mao an der Wand.

Xaver Ypp ist Kritiker beim Gatromagazin «Lukull»: «Die ganz einfältigen Artikel, die nur als redaktionelle Beiträge getarnte, bezahlte Werbung waren, mussten die Jungen übernehmen, denen das allerdings nichts auszumachen schien. Sie hielten Kritik für altmodisch, auch wenn sie das nie aussprachen. In ihrer unschönen neuen Welt exponierte man sich nicht durch eine abweichende Meinung, sondern verzierte lieber die Metapher vom Feinkostladen Österreich mit ein paar zusätzlichen Schnörkeln.» Diesen knappen Exkurs zum aktuellen Befinden der Medien hält Ypp, während er mit seinen Redaktionskollegen Krihomol und Zupan darauf wartet, was ihnen Chefredaktor Dr. Ska an einer extra einberufenen Sitzung sagen will. «Das ist Quentin», stellt dieser der blaffenden Redaktion einen modisch gekleideten und ungelungenen Teenager vor. Weinexperte Krihomol knurrt: «Der Wichser wird der neue Chefredaktor.» Quentin stellt sich aber als Genie heraus, das sich einen x-beliebigen Geschmack nach einmal verkosten, auf ewig merken und zuordnen kann. Ska gibt Quentin in Xaver Ypps Obhut; dieser soll sich mit dem Genie quer durch die Speisekarten futtern, um dessen Geschmacksvokabular aufzumöbeln. Beim genauen Stil- und Kulturkritiker Bracharz fährt der Junge, wie könnte es anders sein, auf Fast Food ab.

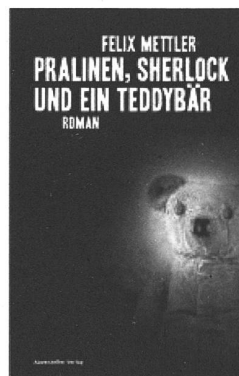
Was als Betrachtung der Medienbranche und als Einblick in die Gastrokritik beginnt, artet nach einem merkwürdigen Überfall auf Ypp ein bisschen, nach dessen Drogenkonsum mit Quentins schöner junger Freundin und einer Ahnung von Sex zwischen den beiden aber endgültig aus. Eine Odyssee mit jüdischer und chinesischer Beteiligung durch die österreichische Unterwelt nimmt ihren Lauf. Und obwohl ununterbrochen alles gegessen wird, was Beine hat, spielen Esswaren und auch der im Titel erwähnte zweitbeste Koch nicht die Hauptrolle. Im Gegensatz zu den modischen Krimis, die beigenweise in den Buchhandlketten aufliegen, beschreibt Bracharz, in Verwandtschaft zu den Grossen wie Ross Thomas oder auch Jörg Fauser, eine Grosswetterlage, die Verschwörungen, Egoismus und Scheitern übers Land treibt. Und er arbeitet sich mit dem in die Jahre gekommenen, aber nach wie vor ein bisschen wilden und hungrigen Helden packend an einem der grössten Themen ab: alt werden. *Johannes Stieger*

**KURT BRACHARZ.
DER ZWEIBESTE KOCH.**
Haymon Verlag, Innsbruck 2010.

GERADEAUS GESTRICKT.

«Der Keiler» von Felix Mettler mit dem lungenkrebbskranken Tierpräparator und Mörder begeisterte vor zwanzig Jahren über die Schweizer Grenzen hinaus. Nun gibt der Appenzeller Verlag das neuste Werk des Wahlappenzellers heraus: «Pralinen, Sherlock und ein Teddybär».

Leonie Graf ist 31, Ärztin, die von Patienten und deren Angehörigen regelmässig mit einer Schwester verwechselt wird, und hat vor zwei Jahren ihre Eltern durch einen Verkehrsunfall verloren – nun wird ihr Leben erneut durch einen Unfall umgekrempelt. Der Student Daniel Bachmann erleidet in Indien bei einem Zugunglück schwere Verletzungen. Mit der Rega wird er nach Zürich geflogen. Doch Leonie entdeckt in den ersten Behandlungsekunden, dass der Bewusstlose nicht Daniel Bachmann sein kann. Wenig später meldet sich der höchst lebendige Student telefonisch bei ihr. Wer aber ist der Ver-



letzte? Ein wetteiches Suchen nach dem Leben des Komapatienten beginnt. Leonie wettet mit ihrem Freund Thomas um eine Schachtel Pralinen, der Student Daniel um einen Teddybären, die Pensionisten Maurice und Anton, Freunde von Leonies Eltern, wetten um eine Reisedestination, und ganz ohne Wetten gibt es eine Frau zu gewinnen.

Die Geschichte, die Mettler in seiner laut Verlag «kriminalistischen Romanze» strickt, löst sich spannungsfrei wie am Schnürchen auf. Kein Schmoren über virtuos vernähten Stellen. Das Gestrickte wird ohne Anstrengung und Eleganz aufgelassen, bis nichts weiter übrig bleibt als ein einfacher Faden. Die Figuren wirken robotrig, ihre Handlungsmotivationen schleierhaft. Die Dialoge sind veraltet. Ein Student in seinen Zwanzigern redet seine Freundin mit «meine Liebste» an und schwärmt von ihrer «reizenden Erscheinung». Solche Studenten dürften rar sein an den heutigen Unis. Das lässt die Figuren so sympathisch wirken wie selbstgestrickte Wollstrumpfhosen und die Geschichte so glaubwürdig wie Fischergarn. *Andrea Kessler*

**FELIX METTLER.
PRALINEN, SHERLOCK UND
EIN TEDDYBÄR.**
Appenzeller Verlag, Herisau 2010.

FAMILIENGE- SCHICHTE SUCHEN.



Die Mutter ist sehr jung, fast noch ein Kind, als sie ihren Sohn Aik zur Welt bringt. Sie ist eigenwillig, anders als andere Mütter und richtet sich ihr Leben mit dem Kind ein. Sie zieht in die nahe Grossstadt, um eine Anstellung in einer dortigen Buchhandlung zu finden. Sie zieht in eine grössere Wohnung und nennt ihre Palme Toni. Der Vater des Sohnes wird nie erwähnt, und wenn, dann wird von ihm als dem «Erzeuger» gesprochen.

Seit Aik geboren ist, erhält die Mutter alle zwei Monate Briefe, in welchen sie als Schlampe und schlechte Mutter hingestellt wird. Die Briefe irritieren, werden aber immer in den Müll geworfen. Der Sohn kommt in die Kindertagesstätte. Annäherungen eines Mannes na-

mens Geo weicht die Mutter aus. Sie möchte nicht noch ein Kind, sie will nicht geheiratet werden und sie sucht auch keinen Vater für Aik. Als der Sohn zehn Jahre alt ist, wird er von einem Auto angefahren und schwer verletzt.

Die Geschichte der Mutter, das Leben mit ihrem Sohn über all die Jahre wechselt sich mit der Geschichte ihres Sohnes Aik als erwachsenem Mann, der durch seine Freundin gedrängt wird, sich auf die Suche nach seinem ihm verschwiegene Vater zu machen.

Aik lebt mit Rena zusammen. Rena ist Ärztin. Aik ist Krankenpfleger und arbeitet in einem Krematorium. Rena will ein Kind. Sie wird schwanger und verlangt von ihrem Freund, dass er sich endlich auf die Suche nach seinem Vater machen soll. Die Beziehung wird zusehends schwieriger. Aik spürt seine Eigenart, die er wohl von seiner Mutter haben muss, dieses Anders-Sein, und er zieht zu seinem Arbeitskollegen Nathan, als Rena ihn aus der Wohnung wirft. Aik zwingt seine Mutter, ihm endlich den Namen seines Vaters zu nennen. Sie tut es und der Sohn macht sich auf, den Vater zu treffen. Gekonnt verwebt die Autorin in «Schandbriefe» die Geschichten von Mutter und Sohn. Ein sensibles Geflecht von Lebensentwürfen, von Familiengeschichten und von der Suche eines jeden Einzelnen nach seiner Herkunft und dem Aufgehobensein in unserer Gesellschaft.

Carol Forster

**ANDREA GERSTER.
SCHANDBRIEFE.**
Lenos Verlag, Basel 2010.

HINTER DIE BEGRIFFE.

Es gab eine Zeit, als im «St.Galler Tagblatt» regelmässig intelligente und scharfsinnige, erheitende und nachdenkliche, kritische und aufstörende Beiträge des Philosophen, Publizisten und Redners Ludwig Hasler zu lesen waren. Als Ersatz gibt es nun Bücher von ihm, in denen er sein «lustvolles Fitnessprogramm für Kopf, Herz und Bauch», so Peter Surber im «Tagblatt», vorlegt. Nach dem Erfolg von «Die Erotik der Tapete», das bereits vier Auflagen erlebt hat, folgt im gleichen Verlag «Des Pudels Fell» und somit eine «Neue Verführung zum Denken».

Gleich im Vorwort plädiert Hasler dafür, nicht allein auf Kompetenzen, Fachwissen, Wissenkönnen zu setzen, sondern den Menschen als Sinnenwesen zu nehmen. In 29 Beispielen führt uns der Philosoph vor, dass es mit Moralisieren nicht getan ist, dass wir uns eher mit den Folgen unseres Tuns beschäftigen sollten. Was er damit meint, zeigt sich zum Beispiel in seinen Überlegungen zu den Manager-Boni. Anstelle des Neids setzt er das Erbarmen und fragt: «Welche Drecksarbeit muss einer leisten, wenn erst 71 Millionen den CS-Chef Brady Dougan für sie entschädigen?» Und nach ausgelotetem Für und Wider kommt er zum Schluss, die Boni abzu-



schaffen, weil keiner sie braucht und sie nur den Blick aufs menschlich Fruchtbare stören – «beim Geschäftemachen wie beim Leben überhaupt». Gleich ob er sich mit Architektur, Konsumverhalten, Rotariern, Sprache oder Bankgeheimnis beschäftigt, immer blickt Hasler hinter die Begriffe, hinter die Worthülsen. Das macht die Lektüre nicht leicht und Mitdenken ist gefordert. Andererseits scheut er nicht vor Humor zurück, er will durchaus auch unterhalten. Hasler verfällt nie in leeres Gewäsch und von billigen Ratschlägen hält er ebenfalls nichts. Der letzte Beitrag des Bandes gehört dem Leben und dem Tod. Dazu zitiert Hasler des todkranken Bertold Brechts «Alles Amselgesanges nach mir auch», nennt sie «die tröstlichste Sterbenszeile, die ich kenne» und schiebt nach: «Mit dem Tod anfreunden? Es reicht, mit dem Leben befreundet zu sein.» *Richard Butz*

**LUDWIG HASLER.
DES PUDELS FELL.**
Neue Verführung zum Denken.
Verlag Huber, Frauenfeld 2010.

SCHWIERIGE LEBEN.



Eveline Hasler, in Glarus geboren, lebt nach ihrer St.Galler Zeit seit vielen Jahren im Tessin. Dort findet sie reichlich Stoff für die von ihr als «biographische Annäherung» bezeichneten Bücher, eine Gattung, zu deren Vorreiterinnen und führenden Vertreterinnen sie seit «Anna Göldin, letzte Hexe» (1982) im deutschsprachigen Raum zählt. Vor zehn Jahren beschäftigte sie sich in



Emmy Hennings.

Bild:pd

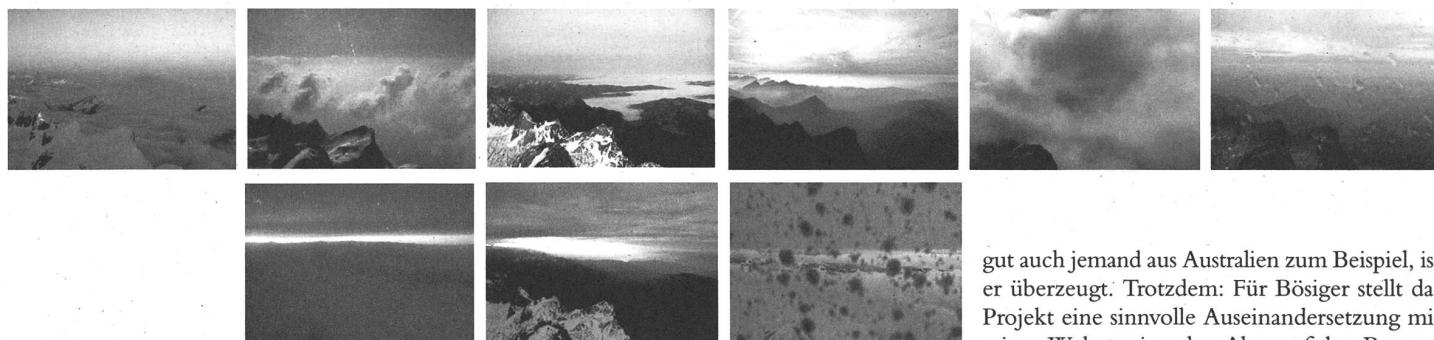
«Aline und die Erfindung der Liebe» mit der Schriftstellerin, Psychoanalytikerin und Pianistin Aline Valangin, vor drei Jahren waren in «Stein bedeutet Liebe» der Psychoanalytiker und Anarchist Otto Gross und die St.Galler Schriftstellerin Regine Ullmann an der Reihe. Und jetzt sind es der Schriftsteller und Maler Hermann Hesse, die Dadaistin und Tänzerin Emmy Hennings sowie der Dadaist und spätere Mystiker Hugo Ball – und damit drei sich im Tessin kreuzende schwierige Leben. In ihnen verbinden sich neurotische Störungen, anhimmelnde Bewunderung, unglückliche Ehen, Rückzug ins Mystische und erotische Wünsche in ein Dreieck, das nicht leicht zu entziffern ist. Hasler wählt den Weg, Dokumentarisches kursiv ins Buch und es so in Kontrast zu ihren eigenen Schilderungen zu bringen. Das ist nicht unheimlich, denn die Autorin muss erfinden, was sie nicht belegen kann, im Sinne von «so könnte es gewesen sein». Warum, könnte ein Einwand gegen ihre Methode lauten, nicht eine spannende Dreifachbiografie schreiben und sich ans Dokumentierte halten? Verloren gingen dabei die atmosphärischen Passagen, welche der Autorin gekonnt gelingen, verloren ginge auch die treibende Spannung, die einem dieses Buch kaum aus der Hand legen lässt. Dennoch: Es bleibt nach der Lektüre ein leicht flaes Gefühl, möglicherweise weil vieles im Dunkeln, im Ungefahren, im Vermuteten bleibt, bei dieser Methode vielleicht bleiben muss. Nach dem dritten Buch in dieser Serie taucht die Befürchtung auf, dass Eveline Haslers Methode zur Routine wird, mit der sich die Darstellung interessanter Persönlichkeiten aus dem Tessin und seinem Umfeld beliebig fortsetzen liesse. *Richard Butz*

**EVELINE HASLER.
UND WERDE IMMER IHR FREUND SEIN.**
Hermann Hesse, Emmy Hennings und Hugo Ball.
Nagel & Kimche, München 2010.

Tanzende Isobare bei Sántis Sepp

Vom musikalischen Talent der Gipfel-Webcam:
Das Projekt «Meteotrop» setzt sich künstlerisch mit dem Sántis auseinander.

von WOLFGANG STEIGER



Bilder: Sántis Sepp

Mit seinem unverkennbaren Profil liefert der Sántis Kunstschaffenden meist eine Vorlage zur geografischen Nabelschau. Einen neuen Zugang zum Ostschweizer Hausberg schaffen die von Sven Bösiger für «Meteotrop» während andert-halb Jahren gesammelten Tagesabläufe der Gipfel-Webcam. Auf einmal verliert der Berg seine Funktion als Markenzeichen einer sich selbst genügenden, abgeschlossenen Welt. «Meteotrop» befasst sich mit dem Blick auf die Landschaft Richtung Westen. Ausserdem verlässt «Meteotrop» die feste Schicht unseres Planeten und steigt in die Troposphäre. Unsichtbare Kräfte beleben die Szenerie, lassen die Nebeldecke wabern, jagen Wolken auf unterschiedlichen Ebenen gegeneinander über den Himmel, Kumuli türmen sich aus dem Nichts auf.

Dieser andere Zugang zum Berg erschliesst erstaunliche Eindrücke. Wie aus einer Theaterloge sehen wir Nebelmeergezeiten, unter denen wir mit hochgezogenen Schultern unsere Wege gehen, und ruppige Wetterumstürze, die Talbewohner in die Häuser verkriechen lassen. Aber was Sven Bösiger bei seinen Besuchen auf der Internetseite «Sántis Sepp» besonders auffiel: «Die Bilder der Webcam haben Musikalität in sich.» Er begann die Zeitraffer-Filme der Wetterkamera aufzuzeichnen und schnitt sie in vier bis neun Minuten lange Szenarien, bereit für die Verwendung als Sets einer Live-Performance mit Musikern (Norbert Möslang, Patrick Kessler, Peter Lutz, Frank Heer, er selbst) und einem Autor (Peter Weber).

Rauschhaftes Wetterschauspiel

Hinter der Sántiskamera steht das Institut für Internet-Technologien und -Anwendungen des Technikums Rapperswil. Kinder aus einem von Radio DRS organisierten Computer-Lager taufen die Webcam auf den Namen Sántis Sepp. Mit seiner Hilfe können wir uns alle von der guten Stube aus wie der einsame Wetterwart

fühlen, bevor vor 75 Jahren die Seilbahn kam. Sie befreite den Gefangenen des Sántis, wie der Volksmund den Wetterwart nannte. Auf seinem Aussenposten der Zivilisation war er zeitweise vom Tal abgeschnitten. Das Telegraphenkabel übermittelte die Wetterdaten.

Der Sántis empfängt den ungebremsten Ansturm der Wetterfronten wie kein anderer Berg weit und breit. Die von Bösiger für sein Projekt ausgewählte Kameraperspektive gegen Westen lässt den Betrachter dank der isolierten Lage des Gebirges an einem Wetterschauspiel teilnehmen wie in einem Rausch. Die Wortschöpfung «Meteotrop» klingt denn auch an psychotrope Substanzen an. Aus der künstlerischen Umsetzung der Sántis-Sepp-Bilder entsteht mit Senderrauschen, Saitenklängen, elektronisch erzeugten Tönen, Trümpi und Texten die meteotrope Droge. Mit dieser reisen wir in eine futuristische Welt, in der die Meteorologie Religion ist. Hier nehmen wir an einer Wetterverehrungs-Veranstaltung teil.

Auch die Troposphäre schimmert bei der Wortschöpfung durch. Die Begegnung mit der untersten Schicht der Erdatmosphäre in den projizierten Filmen erzeugt ein planetarisches Gefühl. Im Zeitraffer huschen die Schatten den Berghängen und Tälern entlang. Die Sonne sinkt in den Bildern der gegen den oberen Zürichsee gerichteten Kamera hinter den Horizont. Schlagartig bricht die Nacht herein. Die Szene könnte aus einem Science-Fiction-Film stammen. Ausserdem bedeutet meteotrop auf französisch so etwas wie «zu viel Wetter». Ein Problem, das die Menschheit seit jeher begleitet.

High-Tech, Trümpi, Druckgefälle

Sven Bösiger möchte mit «Meteotrop» nicht «appenzellerlen», wie er es nennt. Er meint damit diesen nur knapp am Lokalchauvinismus vorbeischrumpfenden Appenzeller Hype. Den Sántis Sepp vertonen könnte dank des Internets

gut auch jemand aus Australien zum Beispiel, ist er überzeugt. Trotzdem: Für Bösiger stellt das Projekt eine sinnvolle Auseinandersetzung mit seiner Wohnregion dar. Aber auf den Berg zu steigen, fand er für diese Arbeit nicht nötig. Die Kamera, die seine gesammelten Sántis-Sepp-Sequenzen filmte, einmal begutachten, interessiert ihn nicht. Bei früheren Besuchen auf dem Sántisgipfel beeindruckte ihn der Gebäudekomplex von aussen, der Tourismusbereich im Innern der Bergstation aber enttäuschte.

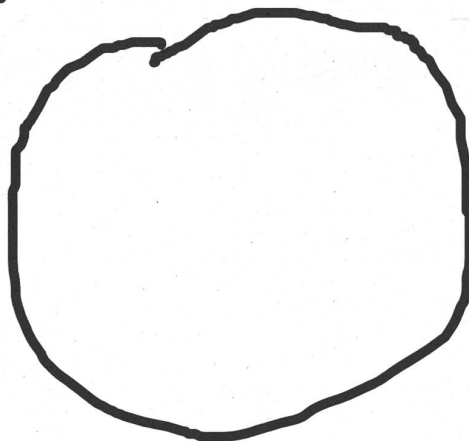
In der neueren Kunst hatten sich in den siebziger und achtziger Jahren nebst anderen Roman Signer, Bernhard Tagwerker und Pascal Froidevaux mit dem Sántis auf ganz andere Weise auseinandergesetzt. Vor dem Beginn des Ausbaus des Sántisgipfels zur energiefressenden High-Tech-Anlage pochten sie auf den Schutz der Natürlichkeit der Silhouette und protestierten gegen die Verschandelung des Gipfels. Bösiger hingegen lebt in der Postmoderne, welche Gegensätze aushält, ohne widersprüchlich zu werden. Ihn interessiert die Technik, aber er spielt auch das archaische Trümpi. Was die High-Tech-Kamera auf dem Sántis aufnimmt, die Wolken und das Wetter, ist Natur in ihrer unbändigsten Form. Der Sántis Sepp hilft dem Künstler nur beim Beobachten des Umlandes. Er dient ihm als Fühler beim Aufstöbern der Isobaren. Im Begleitblatt zur Aufführung heisst es: «Zu sehen sind unglaublich faszinierende Einsichten in die Sphären der tanzenden Isobaren.» Das sind die Höhenkurven auf der Wetterkarte, je enger sie stehen, desto grösser ist das Druckgefälle. Sie zeigen den Wetterwechsel an – und um den Wetterumschlag geht es bei «Meteotrop» hauptsächlich.

ALTES ZEUGHAUS HERISAU.

27. November, 20.30 Uhr.

Saiten ist stolz, die härteste Werbekampagne aller Zeiten mit der renommierten Hamburger Werbeagentur Lübke, Maar & Bender entwickelt zu haben.

RUNDE SACHE



Junior Partnerin Wiebke Maar:

«Gedruckte Buchstaben sind auch nicht gratis. Das war mir sofort klar. Und weil die Saiten-Hammer-Kampagne eine runde Sache werden soll, liessen wir dieses Mal im Titelthema alle Os weg. Aber natürlich nur für all jene, die Saiten (immer noch) nicht abonniert haben.»

Im Dezember wird es noch härter. Deshalb: Karte ausfüllen oder gleich



Kampagne: Der Saiten-Hammer! Eine runde Sache.
Das schmeckt mir! Der letzte Schrei!
Starke Sache! Jetzt gibts Ärger!

Claim: 60 Franken zahlen, Ärger sparen

Kanal: Angry Front Page Marketing

Ziel: Etwa 20'381 Abos (12 Ausgaben bis
Ende 2011) für je 60 Franken verkaufen

Laufzeit: Oktober bis Dezember 2010

hier bestellen: sekretariat@saiten.ch, www.saiten.ch, +41 71 222 30 66

«Ich war ich selbst und die anderen»

In «Die letzten drei Tage des Fernando Pessoa – ein Delirium» spielt Matthias Peter den portugiesischen Literaten Pessoa, der als Sterbender fünf Dichter empfängt. Fünf Dichter, die Pessoa allesamt selbst ist und irgendwie doch nicht.

von ANDREA KESSLER

So etwas passiert nur alle Jahrhunderte: Jahre nach Pessoa's Tod (30. November 1935) wird eine Truhe mit 24'000 Textfragmenten gefunden. Geschrieben von Pessoa oder einem seiner Heteronyme. – Dichter und Autoren, die sich Pessoa schuf, aber weit mehr sind als Pseudonyme. Sie haben Geburts- und Sterbedaten, weder gleiche Charakterzüge noch Weltanschauungen und sie schreiben unterschiedlich. Der Pessoa-verehrer und Autor Antonio Tabucchi versuchte sich diesem Universum auf dezente, literarische Art anzunähern. In seinem Werk «Die letzten drei Tage des Fernando Pessoa» lässt er Pessoa's fünf wichtigste Heteronyme ans Spitalbett des Sterbenden treten.

Saiten: Wenn ich mir Fernando Pessoa vorstelle, habe ich das Bild eines Eigenbrötlers, der nie einen Schritt aus Lissabon hinaus machte, vor Augen. Doch dieses Bild stimmt gar nicht. Pessoa lebte einige Zeit in Südafrika. Woher kommt diese Vorstellung?

Matthias Peter: Dieses Bild ist von seinem bekanntesten Werk, «Das Buch der Unruhe», geprägt. Geschrieben hat es Pessoa's literarische Maske Bernardo Soares, ein Hilfsbuchhalter und Einzelgänger, der Pessoa intellektuell und biografisch sehr nah ist. Pessoa selbst hatte Freunde und nahm intensiv am politischen Leben teil.

Pessoa schuf mit den Heteronymen eigenständige Autoren, Figuren mit eigenen Biografien und unterschiedlichen Schreibstilen. War er schizophr?

Tabucchi legt Pessoa die Worte in den Mund: «Ich war ich selbst und die anderen. Alle anderen, die ich sein konnte. Und dies alles, weil das Leben nicht reicht.» Ein Biograf von Pessoa erklärt es mit dem Bild eines planetarischen Systems, in dem sich alles um ein Zentrum dreht. Pessoa selbst hat das Phänomen mit seiner «angeborenen beständigen Neigung zur Entpersönlichung» umschrieben.

Er ist also nicht etwa als Bernardo Soares nach draussen gegangen, hat sich anders benommen, anders gesprochen?

Das denke ich nicht. Es war eher eine intellektuelle Angelegenheit. Obwohl er auch Horoskope für seine Heteronyme erstellt hat und

sie sich untereinander Briefe geschrieben haben. Es heisst, als Pessoa eines Nachts nach Hause gekommen ist, war plötzlich Alberto Caeiro da. In dieser einzigen Nacht hat er als Caeiro einen ganzen Gedichtszyklus geschrieben. Pessoa und einige seiner Heteronyme bezeichneten ihn später als ihren Meister.

Diese Heteronyme kommen im Stück «Die drei letzten Tage des Fernando Pessoa» beim Todkranken vorbei, um sich von ihm zu verabschieden. Sie spielen sämtliche Rollen. Gibt es Figuren, die Ihnen näher sind?

Den Meister Caeiro liebe ich. Er schrieb so wunderbar abgeklärte Gedichte. Der Zigaretten rauchende Futurist Álvaro de Campos dagegen ist ein dekadenter Protz. Er war es, der die einzige Beziehung, die Pessoa hatte – zur viel jüngeren Ophélia Queiroz – beendet hat. Diese Figuren waren nicht schwer umzusetzen, auch Bernardo Soares nicht. Schwerer zugänglich waren Ricardo Reis, der klassische Oden im Stil von Horaz geschrieben hat, oder der pantheistische Philosoph António Mora, der Theoretiker eines «neuen Heidentums».

Das hört sich schon schizophr an ...

Nein, die Texte sind gar nicht so weit auseinander. Caeiro und Campos sind zwar Antipoden, nähern sich aber einander in gewissen Texten an. In allen Figuren ist Pessoa spürbar – in all seinen Widersprüchen, für die er eben je ein Heteronym geschaffen hat.

Dieses Stück scheint prädestiniert zu sein, dem Publikum Pessoa's literarische Welt näher zu bringen.

Ja, es ist eine Hommage und gleichzeitig eine leicht zugängliche Einführung in den Kosmos von Pessoa. Über den literarischen Aspekt hinaus ist es aber ganz einfach ein berührendes Stück über das Sterben und das Abschiednehmen vom Leben und der Welt.

KELLERBÜHNE ST.GALLEN.

Mi, 17., Fr, 19., Sa, 20. November, jeweils 20 Uhr.

So, 21. November, 17 Uhr.

Mehr Infos: www.kellerbuehne.ch

THEATER AM GLEIS WINTERTHUR.

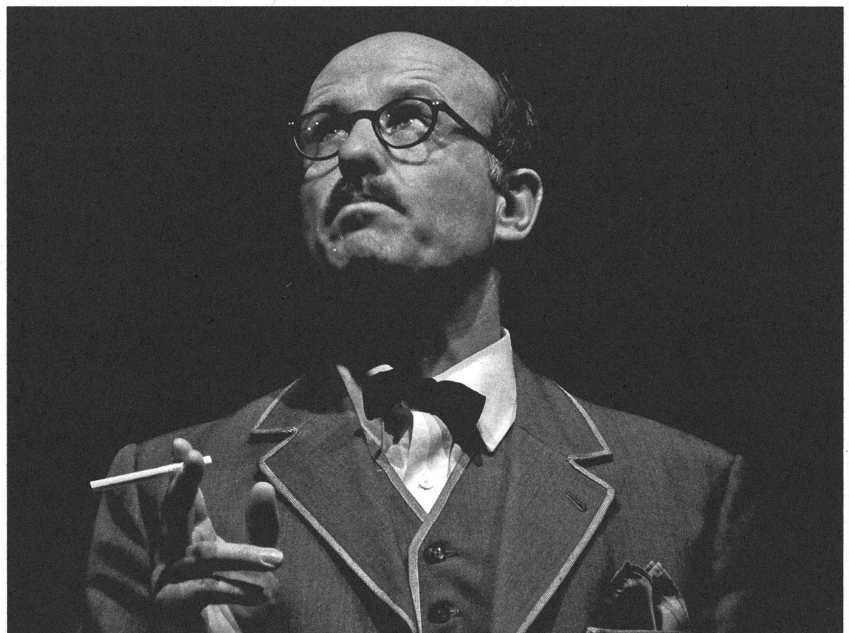
Sa, 27. November, 20.15 Uhr.

So, 28. November, 19 Uhr.

Mehr Infos: www.theater-am-gleis.ch

«DIE LETZTEN DREI TAGE DES FERNANDO PESSOA – EIN DELIRIUM» von Antonio Tabucchi

Eine Eigenproduktion der Kellerbühne. Gespielt von Matthias Peter, Schauspieler und Leiter der Kellerbühne. Neben dem Text durchzieht das Flötensolo «Tempus loquendi» von Bernd Alois Zimmermann – interpretiert von Daniel Pfister – als zweiter vollwertiger Strang die Inszenierung. Regie führt Juana von Jascheroff. (ak)



Matthias Peter als futuristischer Protz Álvaro de Campos.

Bild:pd

«Ich habe nie gelernt zu existieren»

«Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernardo Soares» von Fernando Pessoa – eine Leseerfahrung.

von CHRISTINE FISCHER

Unpräzise liegt die Gebrauchsausgabe «Das Buch der Unruhe» des Ammann-Verlags in meinen Händen. Ein Buch mit dem heiter-gescheiterten Konterfei des weltberühmten portugiesischen Schriftstellers. Ich hatte das Buch vor zwei Jahren zu zwei Dritteln gelesen. Ein Teil eines Werkes, welches sich «als insularer Kontinent in die Geographie der Welt eingeschrieben hat», so Egon Ammann in seinem Nachwort zum Buch. Die gelesenen Seiten sind mit Bleistiftmarkierungen übersät. Sie zeugen von meiner Beschäftigung mit dem Text, von meinem Bemühen, ihn zu fassen, für mich selbst zu übersetzen. Doch alles, was ich mir damals gedanklich erarbeitet hatte, scheint sich verflüchtigt zu haben. Was ich erinnere, ist gefühlsmässiger Art: eine umfassende Verstörung, heillose Arbeit, die Auflösung von Denkmustern, massloses Vergnügen. Muss ich von vorn zu lesen beginnen?

Auf's Geratewohl fische ich einen Satz heraus: «Handeln heisst sich trennen». Elektrisiert lese ich den ganzen Abschnitt. Meine Erleichterung ist gross: Nein, ich muss nicht von vorne beginnen. Bei welchem der insgesamt 481 nummerierten Fragmente ich auch ansetze, überall entsteht auf der Stelle eine sich ausdehnende Denkbewegung, als hätte jemand einen Stein in unbewegtes Wasser geworfen. Doch das Bild des Wassers mit seinen konzentrischen Kreisen trifft es nicht genau: «Das Buch der Unruhe», diese «Autobiographie ohne Ereignisse», kennt keine Zwei- und auch keine Dreidimensionalität, es gibt kein Erstereignis und kein Folgeereignis, keine Schichtungen, kein stabiles Gedankengebäude – es gibt nur diesen schwindelerregenden, sich in alle Dimensionen gleichzeitig ausbreitenden Kosmos des Hinterfragens. Die schwebenden Notate öffnen sich beim Lesen nicht, sondern es fehlt ihnen an jeglicher Geschlossenheit. Das ist ein entscheidender Unterschied.

Ein Ich ohne Geschichte

Wer ist dieser Fernando Pessoa und worüber schreibt er, so ganz ausserhalb des Gravitationsgesetzes der Erzählkunst? Er wird ja wohl nicht vierhundertfünfzig Seiten und zwanzig Jahre lang über Nichts geschrieben haben. Pessoa schreibt nicht über nichts, sondern über das eigene Ich, unablässig, ohne Anfang und ohne Ende. Doch weil er dieses Ich so radikal hinterfragt, verschwindet es. Es ist ein Ich ohne Ge-

schichte, ohne Kindheit, ohne Entwicklung. Da es die ganze Welt ausfüllt, verliert es sein Gegenüber und letztlich auch die Wirklichkeit. Pessoa bietet stattdessen eine himmelschreiende Freiheit des Denkens an. Denkerkerne nenne ich sie. Der Beschwörer des Überdusses wird getrieben und am Leben erhalten von dem glühenden Versuch, die Erfahrung der menschlichen Existenz zu beschreiben: Die Einsamkeit des Menschen in seiner Todesbedingtheit, seine Fähigkeit, Wahrnehmungseindrücke in Empfindungen zu verwandeln, die Verdammnis und die Angst, sich «als Anderer» zu fühlen. «Ich bin zwischen», schreibt Pessoa. «Ich fühle und ich vergesse. Das Sehnen aller Menschen nach allem durchdringt mich wie ein Opium der kühlen Luft. Das äussere Sehnen hat mich innerlich in Ekstase versetzt.»

Eine Vielfalt an Wesen

Das Lesen im «Buch der Unruhe» gleicht einem Gang durch einen Spiegelsaal, darin ich einzig mir selbst begegne. Der Autor überlässt mir die Darlegungen des kleinen Hilfsbuchhalters Bernardo Soares, der in der Rua dos Douradores im Lissabon der dreissiger Jahre im Büro aus dem Fenster späht und dabei Betrachtungen über das Schauspiel seiner inneren und äusseren Welt notiert. Hilflös suche ich nach Ausdrücken, um durch alle Selbstbespiegelungen hindurch das Wesen dieses Autors zu erfassen, nenne ihn einen pluralen Menschen, einen Vorläufigkeitsmenschen, einen Ich-Entwerfer, einen multiplen, heiligen Narren. «In einer grossen, geeinten Zersplitterung bin ich überall zugleich in ihnen, und ich erschaffe und bin in jedem Augenblick eine Vielfalt bewusster wie unbewusster, analysierter wie analytischer Wesen, die sich zu einem weit offenen Fächer vereinen.» In der Hinterfragung dessen, was wir «Ich» nennen, erscheint Pessoa als ein ungemein moderner Denker, der viele neurobiologische Erkenntnisse der jüngeren Hirnforschung vorweggenommen hat. Allem voran die Erkenntnis, dass wir als Menschen Gefangene unserer spezifisch menschlichen Denk- und Empfin-



«Der grosse Erschaffer und grosse Vernichter (Pessoa).»

Bild: pd

dungsweise sind, einer Urbedingung, aus der wir bis anhin nicht haben ausbrechen können, doch dass dieses Ich sich im gleichen Atemzug als total amorph erweist. «Jedes Ding ist, je nachdem, wie man es betrachtet, ein Wunder oder ein Hemmnis, ein Alles oder ein Nichts, ein Weg oder ein Problem. Es immer wieder anders betrachten heisst, es erneuern und vielfältigen.»

Die Essenz des Augenblicks

Pessoa betrachtet als grossen Vernichter, aber auch als grossen Erschaffer. Als einen Vernichter von Illusionen, die wir uns über unser Ich, über die Liebe, über unsere Wahrnehmung der Welt machen. Als einen Erschaffer von wundersamen Erkenntnissen unserer Wirklichkeit, von einer magischen Beschwörung der Welt und des menschlichen Leidens daran. Pessoa, der kühnere Bruder Robert Walsers, Seelenverwandter Franz Kafkas, ein am Leben Verzweifelter, Träumender. In meiner Vorstellung taucht das Sieb eines Goldgräbers auf, der den Flusssand siebt und siebt und am Ende des Tages ein Körnchen Gold findet: die Essenz des Augenblicks. «Dieser anbrechende Morgen ist der erste der Welt. Nie fiel dieses ins warme Weiss verblässende Rosa so zum Westen hin auf das Antlitz der Häuser, deren Fenster wie unzählige Augen die mit dem aufgehenden Licht entstehende Stille betrachten. Nie gab es diese Stunde, nie dieses Licht, noch dieses mein Sein. Was morgen sein wird, wird anders sein, und was ich sehen werde, werden Augen sehen, erfüllt von einem neuen Blick.»

«Das Buch der Unruhe» ist flüchtiger Goldstaub, überwältigend, beglückend. ♦

Die Finanzkrise – kurz erklärt

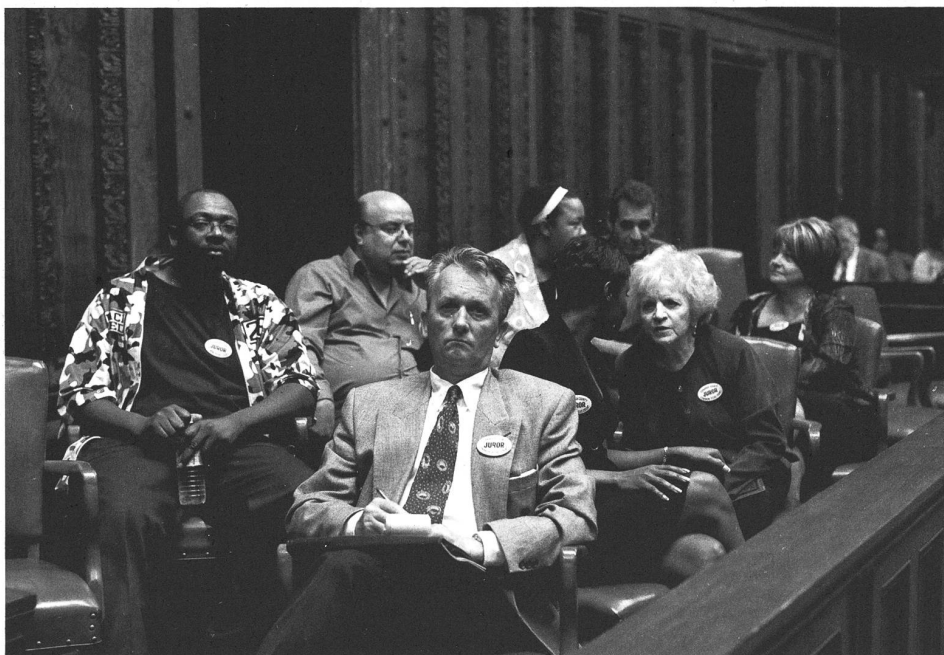
In Cannes wurde er schon letztes Jahr gefeiert. Nun zeigt das Kinok den Schweizerfilm «Cleveland contre Wallstreet» von Jean-Stéphane Bron auch in der Ostschweiz.

von ROLF BOSSART

Einer der Knüller des Schweizer Kinos dieser Saison lief zwar in Cannes, war aber in Locarno nur in einer Spezialvorführung für die Verleiher zu sehen. «Cleveland contre Wallstreet – Mais mit dä Bänkler» ist die letztes Jahr vergeblich gesuchte, filmische Antwort auf die Ungeheuerlichkeiten der Finanzkrise. Regisseur Jean-Stéphane Bron, bestens bekannt durch seinen erfolgreichen Politfilm «Mais im Bundeshuus», ist auf der Suche nach einer klugen Aufschlüsselung der Krise in Cleveland fündig geworden. Die Stadt hatte 1930 noch 900'000 Einwohner und war eine der grössten Städte der USA. Der Niedergang der Industrie liess sie schrumpfen. Die Bevölkerung ist mehrheitlich arm mit einem hohen Anteil afroamerikanischer Herkunft. Nicht verwunderlich, dass gerade Cleveland stark von den durch die Kreditkrise auf dem amerikanischen Häusermarkt verursachten Hausräumungen betroffen ist. Nicht mehr bereit, die anfallenden Kosten für den Abbruch der leerstehenden Häuser und die Verteidigung der verlassen Grundstücke gegen kriminelle Banden allein zu tragen, klagte Cleveland gegen 21 Banken der Wall Street. Die Anklage lautet auf Mitschuld an der Kreditkrise. Mit allen erdenklichen Mitteln wussten die Banken bisher, die Eröffnung eines Prozesses zu verhindern.

Welttheater des Neoliberalismus

Die Aktivisten, die Stadt und die klagenden Anwälte glauben kaum mehr daran, dass es je zur Verhandlung kommt. Deshalb waren sie einverstanden, einen fiktiven Prozess – aber mit realen Zeugen, Richtern und Geschworenen – durchzuführen und daraus einen Film zu machen. Das Ergebnis ist klärend und verblüffend zugleich. Wie in einem barocken Welttheater treten sämtliche Prototypen des amerikanischen Neoliberalismus auf. Der brave Kleinbürger und der unglückselige Selfmademan als geprellte Hausbesitzer; der Dealer, Sunnyboy und Gangleader als Kredithausierer und Makler; der unbedarfte Bürger als Stadtrat; der erfolgreiche Kapitalist als Software-Entwickler für Wallstreetkunden. Selbst der Verteidiger der Banken ist ein echter Wallstreet-Anwalt mit dem Lehrbuch-Menschenbild, wie es sich der linke Anti-Kapitalist vorstellt: «Denken Sie nicht, dass wir alle immer etwas mehr wollen als wir haben? So ist der Mensch nun mal. Und die einen können sich diese Wünsche leisten und andere eben nicht. Letztere lassen sich verführen, leben über ihre Verhältnisse und werden folglich vom Gesetz zurechtgewiesen.» Es ist im Prozess am Makler,



Reale Zeugen am fiktiven Prozess «Cleveland vs. Wall Streets».

Bild: pd

dieser Ideologie der überdrehten Wünsche des kleinen Mannes abzuhalten: «Wir haben im Telefonbuch geblättert und zufällige Anrufe oder Hausbesuche gemacht und die Leute gefragt, ob sie nicht einen Kredit gebrauchen könnten.» Gearbeitet wurde auf Provision, je höher der abgeschlossene Kredit, je höher der Zinssatz, desto höher die Gage. Sicherheiten oder stabile Einkommensverhältnisse der Kreditnehmer haben weder den Makler noch die Bank interessiert, da diese die Hypotheken sofort weiterverkauft oder in Fonds zusammengemischt haben. Nicht zufällig ist der Makler Keith Taylor vom Drogendealer zum Kreditverkäufer an der Haustüre geworden. Die Methoden, die Mechanismen blieben dieselben, nur der Status der Legalität hat gewechselt. Es passt in die Dramaturgie des Films, dass gerade er dem Gericht erklärt, was es mit den Subprime-Krediten auf sich hat: Es handelt sich dabei um einen zynischen Treppenwitz des Kapitalismus, nämlich um Kredite für nicht kreditwürdige Kunden. Selbstverständlich zu überhöhten Zinsen, die die Schuldner meist sehr bald zum nächsten Kredit nötigen.

Aufklärung als Dessert

Das dicke Beispiel aus der Realität ist grotesker als die Imagination: Der bullige Gelegenheitsarbeiter mit Frau und zwei Kindern hat sich ein Haus für 26'000 Dollar gekauft. Wenige Jahre später stand mit dem Winter auch ein Kollege von Keith Taylor vor der Türe und fragte, ob man denn nicht neue Fenster brauchen könne.

Unterschrieben wurde ein Subprime-Kredit über 40'000 Dollar. Wenige Jahre später klingelte der Kunde, mittlerweile mit dicken Finanzproblemen, selber beim Makler und unterschrieb nochmals einen Supprime-Kredit – diesmal über 71'000 Dollar. Dass man nebenbei auch noch erfährt, dass manchmal nicht mal zwei Jobs zum Leben reichen und dass die Häuser von der Bausubstanz her weit hinter den Strandhäusern am Bodensee zurückstehen, ist sozusagen aufklärerisches Dessert.

Brons Film reiht sich nicht nur im Anspruch, sondern auch mit der Qualität der präsentierten Fakten und Figuren ein in die Linie der grossen Aufklärungsfilm über den neoliberalen Wahnsinn: wie «The Navigators» von Ken Loach, «We Feed the World» von Erwin Wagenhofer und – unübertroffen – «Memoria del saqueo» von Fernando Solanas, die Geschichte der Plünderung Argentinien.

Wie wenig aber Fakten und Argumente gegen vorgefasste Meinungen auszurichten vermögen, zeigt die anschliessend an den Prozess mitgeschchnittene Diskussion der Geschworenen, wo sämtliche Vorurteile über das Funktionieren des Menschen und der Gesellschaft angetippt werden. Obs dennoch zu einem Happy End – einem Schuldspruch kommt – sei nicht verraten.

KINOK IN DER LOKREMISE.

Regisseur Jean-Stéphane Bron zu Gast am Dienstag 9. November.

Mehr Infos und Spieldaten: www.kinok.ch

Das Rascheln des Bauplastiks ist verstummt

Nach zwei Jahren Baulärm und -staub eröffnet das Kunstmuseum Winterthur neu: mit prächtigen Naturlandschaften und zwei Stellungnahmen zum Umbau.

von KRISTIN SCHMIDT

Im Kunstmuseum Winterthur wird ab Ende Oktober die Natur gefeiert. Zwei Jahre lang war das Museum geschlossen, zwei Jahre lang war Kunst ausschliesslich im Erweiterungsbau zu sehen. Im Hauptgebäude dagegen wurde auf allen Etagen gebaut. Nun wird es wiedereröffnet mit «Die Natur der Kunst: Begegnungen mit der Natur vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart». Zufall? Wohl eher nicht. Es ist, als habe man nach den zwei Jahren in Staub und Baulärm nicht nur unbändige Sehnsucht nach Kunst, sondern auch ihrem Gegenpol, der Natur – nicht von Menschenhand geschaffen, mal fremd, mal bedrohlich, mal idyllisch, mal mystisch. Die Ausstellung beschränkt sich folglich nicht auf einen dieser Aspekte, sondern versucht nichts weniger als einen Zusammenschluss aus anderthalb Jahrhunderten Natur und Landschaft in der Kunst.

Die Gemälde der französischen «paysage intime» bilden den chronologischen Anfang, gefolgt von atmosphärischen Momentaufnahmen des Impressionismus. Aus Frankreich geht es in die Schweiz mit Segantini und Hodler. Es folgen Expressionismus und Surrealismus, selbst der Action-Painter Jackson Pollock findet mit seinem Ausspruch «I am nature» Platz in der Ausstellung. Die Arte Povera ist mit von der Partie und die Land Art. Roman Signer ist vertreten und natürlich Gerhard Richter. Der grosse Landschaftsmaler der Gegenwart sucht gleichzeitig Kontrast und Entsprechung: Einerseits wirken die Abstraktion und der Zufall als Pendant zur ungebändigten Kraft der Natur. Andererseits zeigt er Landschaft sowohl als malerisches Naturbild als auch als geografischen, vom Menschen geprägten Raumausschnitt.

Landschaft in Graustufen

Richter hat einen Saal mit erst kürzlich entstandenen Lackgemälden konzipiert. Parallel zur Hauptausstellung ist Richter auch noch eine eigene Präsentation gewidmet, die ebenfalls Natur oder vielmehr Landschaft thematisiert. Während seines Studiums an der Dresdener Hochschule für Bildende Künste schuf er eine Gruppe von 31 Arbeiten auf Papier. Die Blätter entstanden als drucktechnische Experimente und hatten mit



Gerhard Richters unbändige Natur.

Bild: pd

der in Dresden unterrichteten realistischen Malerei wenig zu tun. Einige sind tiefschwarz, andere zeigen graue Spuren, Flecken oder Streifen auf dem vergilbten Papier, es sind Abdrücke, Verwischungen, Ätzungen. Manchmal taucht eine Horizontale auf und wird zum Horizont. Kommt dann noch ein heller Punkt, eine kreisförmige Auslassung im Schwarz dazu, ist der Mond aufgegangen. Richter näherte sich mit dieser Serie spielerisch und beinahe beiläufig der romantischen Malerei, die in seinem späteren Werk ganz bewusst Thema wurde.

Die Nacht war den Romantikern – Künstlern wie Schriftstellern – eines der wichtigsten Sujets. Und auch Richter findet Zugang zu nächtlicher Intimität und melancholischem Ausdruck, zu Stille und Schwere. Die unscheinbaren und doch bedeutungsvollen Blätter wurden erst viel später zu Porträts einer Landschaft: Nach der Wende sah Richter den Zyklus wieder – ein Dresdener Freund hatte ihn aufbewahrt –, und er war berührt von der Verwandtschaft zwischen frühen und aktuellen Arbeiten. Aus der Erinnerung an die Jugendjahre in Sachsen erhielt der Zyklus den Titel «Elbe».

Baustelle als Kunst

Zwei Ausstellungen mit vielen grossen Namen – doch das Kunstmuseum Winterthur war immer auch ein Ort für jüngere Künstlergenerationen, war es während der Bauzeit und bleibt es nach der Wiedereröffnung. Während der temporären Schliessung wurden Georg Aerni und

Mario Sala beauftragt, Bilder zu entwickeln, die im Monatsrhythmus auf die Homepage des Museums gestellt wurden. Statt einfach über bauliche Veränderungen zu informieren, wurden sie künstlerisch begleitet und frei interpretiert. Die Ergebnisse sind in der dritten Schau zu sehen. Georg Aerni, gebürtiger Winterthurer, ist diplomierter Architekt und arbeitet inzwischen als Fotograf. Seine Aufnahmen zeigen viel mehr als bauliche Situationen. Ob Kabelschlaufen oder Stützenwald, ob Kantenschutz oder Schachtelburg: hier erwacht eine Baustelle zum Leben, hier bekommt sie Charakter, hier werden die Veränderungsprozesse in all ihren Konsequenzen spürbar.

Ganz anders geht der Winterthurer Mario Sala mit der Vorgabe um. Seine Zeichnungsreihen im Stil von Magazintiteln oder populärwissenschaftlichen Illustrationen verrät Bildräume und entführen in poetische Umbauphantasien. So ist beispielsweise zu lesen: «Zeitweise zieht sich die gesamte Belegschaft des Museums in den grossen Warenlift zurück, bis die Sanierung in ruhigere Phasen tritt.» Dass derlei nicht nötig war, ist der Belegschaft zu wünschen, und selbst wenn dem so gewesen wäre, es wäre ein «sinnvolles» Opfer gewesen: Das Kunstmuseum Winterthur hat nach der Sanierung in vielerlei Hinsicht gewonnen, nicht nur hinter den Kulissen, sondern auch davor.

KUNSTMUSEUM WINTERTHUR.
31. Oktober bis 27. Februar 2011.

Von der Rolle

von DAVID WEGMÜLLER



Bild: pd

Mit Peter Liechti im Gebirg.

Würde der Kulturpreis der Stadt St. Gallen vom Nobelkomitee verliehen – Peter Liechti hätte die Auszeichnung schon längst erhalten – oder wäre zumindest auf der Liste der ewigen Kandidaten gelandet. Doch für gute Nachrichten gibt es bekanntlich kein schlechtes Timing. Am 6. November wird dem Filmemacher der Preis nun – endlich – zuteil und in der Lokremise feierlich überreicht. Gleichzeitig veranstaltet das Kinok, deren Mitbegründer Liechti ist, im November eine umfassende Retrospektive seines Werkes. Dabei zeigt sich: gerade die frühen, pessimistischen Essays über seine Heimat, die so manche regionale Kulturkommission gekränkt haben dürften, sind der vergnüglichste Teil in Peter Liechti's vielseitiger Filmografie.

Von der «kitschig-städtischen Sehnsucht nach «reinem» Landleben» handelt der Experimentalfilm **«Sommerhügel»**, in dem Liechti 1984 zum ersten Mal den inneren Konflikt mit seiner Herkunft artikuliert. Obwohl keiner der im Film Beteiligten einem Trachtenverein, einer lokalen Sportgruppe oder dem Jassclub angehört – alle, und besonders Liechti, fühlen sich «von diesen Hügeln» im Appenzellischen seltsam angezogen. Indes: Die «Landung» im coupierten Gelände will nicht gelingen. Also macht sich der Filmemacher zwei Jahre später zu Fuss, und dieses Mal allein auf den Weg, um seinem diffusen Unbehagen gegenüber der Bergwelt auf die Spur zu kommen (**«Ausflug ins Gebirg»**, 1986). Leicht gereizt startet er seine Wanderung in die benachbarten österreichischen Voralpen und notiert fleissig abstruse Namen in sein Tagebuch: «Köpfle, Mösle, Roter Schrofen, Schönjöchle, Schnatzerberg, Hintergiggel, Grins und Schweig, Hirschhals und Mutterkopf. Hexenkopf und Schruns. Beim Herrgott!» Als er merkt, dass mit solchen Namen nicht zu spassen ist, ist es fast schon zu spät. Der Berg hat es auf einen Showdown mit seinem Ärger angelegt. Am **«Rütikopf»** bleibt plötzlich sein Gondeli stehen. «Kindskopfgrosse Hagelkörner» donnern herunter. Blitze jagen über die «Sauhänge». Sein letztes Stündchen scheint geschlagen zu haben.

Seit bald dreissig Jahren sind die Filme Peter Liechti's der wichtigste audiovisuelle Export der Ostschweiz. Fast zwanzig Essays, Experimental- und Dokumentarfilme hat er gedreht, auch einen einzigen Spielfilm (**«Marthas Garten»**, 1997). Diverse kleinere und weniger bekannte Arbeiten sind in enger Zusammenarbeit mit dem Künstler Roman Signer entstanden (**«Théâtre de l'Espérance»**, **«Taufwetter»**, **«Zündschnur»**), andere (**«Kick That Habit»**, **«Namibia Crossings»**, **«Hardcore Chambermusic»**) mit experimentellen Musikern. Liechti's vielleicht persönlichster Film bleibt aber **«Hans im Glück»** (2003), in dem er auf drei Wanderungen von Zürich nach St. Gallen versucht, sich das Rauchen abzugewöhnen. «Es war eine flächendeckende Abschreitung der Ostschweiz und damit die Erledigung von etwas», sagte er später über die Anlage des Films. Er, der seit vielen Jahren in Zürich lebt, aber die Bindung zum Osten nie abgebrochen hat, stehe heute dem Phänomen «Provinz» lockerer gegenüber als früher. Damals, bei seinem **«Ausflug ins Gebirg»**, musste er in einer Berghütte noch zwanghaft selbstgebackene Torten und Wähen in sich hineinstopfen, um die Kulisse seiner Heimat zu ertragen. Heute sieht er die Ostschweiz vor allem «als einen unglaublich schönen Landesteil» und darf im neuen St. Galler Kinok in der Lokremise entspannt darauf anstossen.

Schaufenster

Kunstmarkt von hinten aufgerollt.

Tanja Ostojic belegt in der Kunsthitparade bei Artfacts den 1805. Rang, Svetlana Heger den 1322., das Colectivo Cambalache den 16'413. (Tendenz sinkend), Kepa Garraza schafft es auf den 28'559 und Ruben Aubrecht mit steigender Tendenz auf den 11'847 Rang. Am äussersten Rand des Radars befinden sich Marion Pfaus, Marlies Pöschl und Gerald Zahn, alle auf dem 41'647. Platz. Das klingt bitter, aber im Ranking sind immerhin 195'653 Namen gelistet. Die Ausstellungen der Kunstschaffenden werden aufgelistet und mit einem Punktesystem bewertet, «das den Grad der Aufmerksamkeit» misst.

Da praktisch alle Kunst machenden Freundinnen und Freunde ebenfalls erfasst sind, lässt sich die Beschränktheit dieses Systems relativ einfach überprüfen; Unvollständigkeit bei der Erfassung der Ausstellung scheint, mal von Sinnfragen zu einem solchen System abgesehen, zum Programm zu gehören. Aber Artfacts (und viele andere derartige Plattformen) werden anscheinend tatsächlich von Reichen besucht, die ihr Geld in aufstrebende Kunstschaffende investieren, respektive sicher anlegen wollen. Artfacts prahle damit, dass sogar das Auktionshaus Sothebys die Preise nach dem Ranking ausrichte, heisst es im Text zur aktuellen Ausstellung im Künstlerhaus Bregenz. Die Schau dreht den Spieß um und zeigt Anfangs er-

wähnte, hinten platzierte Künstlerinnen und Künstler in der Ausstellung **«Gaming the system – Rank the rank of fuck the curator»**. (js)

KÜNSTLERHAUS BREGENZ. Bis 12. Dezember. Öffnungszeiten: Di bis Sa 14–18 Uhr, So 10–12 und 14–18 Uhr. Mehr Infos: www.kuenstlerhaus-bregenz.at

Rollende Ausstellung.

Paul Hafner, einer der letzten Galeristen St. Gallens, weiss, wie der Kunstmarkt mit und um Artfacts herum (siehe oben) funktioniert. Viele ältere Sammler kaufen ihre Bilder lieber in New York als in St. Gallen. Seine aktuelle Ausstellung **«Friends of the gallery for friends of the gallery»** ist eine grosse Umarmung für sein Publikum, die Kunstschaffenden in seinem Programm und die zahlreichen Gastkünstler. Die Ausstellung trifft sich mit dem Umstand, dass er seit zehn Jahren im Lagerhaus an der Davidstrasse in St. Gallen seine Galerie betreibt. Sie soll aber nicht als Jubiläumsausstellung verstanden werden. Ende Oktober eröffnete Paul Hafner mit Beni Bischof, Hadrien Dussoix, Michael Kienzer, Vera Marke, Alexandra Maurer (Mitte November hat sie eine Ausstellung im Kunstmuseum St. Gallen im Rahmen des Manor-Kunstpreises) und Christian Vetter. – Er ist der letztjährige Manor-Kunstpreis-Träger.

Die Künstler zeigen hauptsächlich Arbeiten, die vorher noch nicht zu sehen waren. Bei Bischof zum Beispiel sind es drei frühe Malereien, zwei davon grossformatig und eines bereits vergeben. Wird ein Bild verkauft, hängt es Hafner ab und ersetzt es. Überhaupt wird die acht Wochen dauernde Ausstellung zweimal rundum erneuert. Meistens mit neuen Künstlern, vielleicht taucht aber auch ein bereits in dieser Ausstellung gezeigter wieder auf. Er habe einen groben Plan, sagt der Galerist, ganz so genau wisse er noch nicht, wie es in zwei Wochen in seinem Raum aussehen werde. Sicher werden im nächsten Turnus ausschliesslich



Bild: pd

Arbeiten von Künstlerinnen gezeigt. Im Gespräch lächelt Hafner verschmitzt, den Finish der Ausstellung im Januar hat er bereits geplant. Eine Skulptur von Dusoix wird dort stehen und zwei Bilder vom selben Künstler mit dem abschliessenden Kommentar zum Kunstbetrieb: «Well paid painting.» (js)

GALERIE PAUL HAFNER.

Bis 18. Dezember. Öffnungszeiten:
Mi bis Fr, 14–18 Uhr, Sa: 11–17 Uhr.
Mehr Infos: www.paulhafner.ch



Bild:pd

Theaterland

Eindringliche Nichtigkeiten.

Anfang Oktober, einen knappen Monat vor der Premiere, besuche ich in der eben erst eröffneten Lokremise eine Durchlaufprobe von «**scenes for nothing**». Es herrscht konzentrierte Arbeitsatmosphäre. Der freischaffende Zürcher Choreograph und Tänzer Marcel Leemann hat als Auswärtiger die Ehre, den Tanzsaal zusammen mit der Tanzkompanie des Theaters St.Gallen einweihen zu dürfen. Geprobt wird ambitionierter zeitgenössischer Tanz. Mit diesem Auftakt setzt Tanzdirektor Marco Santi ein Zeichen. Es ist ihm offensichtlich ernst mit seinem Anliegen, den Tanzschaffenden der freien Szene mit der Lokremise eine neue Plattform zu geben.

Noch wird ohne Licht, ohne Kostüme und nur mit rudimentärem Bühnenbild geprobt, doch der Sog des Stücks ist bereits spürbar. Es zieht in seinen Bann, obwohl oder vielleicht gerade weil auf der Tanzfläche vieles passiert, was man nur intuitiv erfassen kann, denn Marcel Leemann breitet ein Potpourri an Assoziationen aus. Später erzählt er mir, er habe an dieser Probe erstmals gespürt, auf dem richtigen Weg zu sein.

Marcel Leemann entwickelt die Choreographie gemeinsam mit den Tänzerinnen und Tänzern, auch die Musik ist diesem Entstehungsprozess unterworfen. Dafür arbeitet der Choreograph eng mit dem 28-jährigen Bieler Musiker Silas Bieri zusammen.

«Scenes for nothing» – Szenen für das Vergebliche und Nichtige, Sisyphe – im Stück geht es um

die unendlichen Wiederholungen des Alltags, die uns manchmal sinnlos erscheinen.

Wir alle kennen das Gefühl, sich wie ein Hamster im Laufrad zu drehen. Das Repetitive unserer Alltagshandlungen spiegelt sich im Staccato des Sprechgesangs zweier Tänzerinnen wider. Es fällt auf, dass die Tanzenden sich immer wieder singend und sprechend zu Wort melden. Wiederholung bedeutet aber nicht nur Mühsal, sondern auch Rhythmus, Halt und Struktur.

Marcel Leemann liefert keine Antworten, sondern Denkanstösse. Im Stück gibt es keine Chronologie; die einzelnen Szenen folgen dicht aufeinander und fliessen ineinander über. Tröstlich ist, dass es immer irgendwie weiter geht. Auch wenn nicht alles Sinn macht, zumindest aufs Erste.

(Christina Genova)

LOKREMISE ST.GALLEN.

Di 2., Sa 13., So 14., Di 16., So 21.,
Di 23. November, jeweils 20 Uhr.
So 7. November, 17 Uhr.
Mehr Infos: www.lokremise.ch

Unfassbar unanfassbar.

«Prothese» hiess es damals, das Stück, welches vor genau vier Jahren in der Grabenhalle gezeigt wurde, um das Tabu um die Versehrtheit des Körpers zu brechen. Ein Stück, in dem Behinderte, Laien und Schauspieler zusammen wirkten. Jetzt kommt «**Sprung in der Schüssel**» in die Grabenhalle und bricht das Tabu der psychischen Versehrtheit. 2007 haben sich Esther Büchel, Lisa Bühler, Chris Nay, Liv Sonderegger und Melanie Wickli im Nachgang der kantonalen Behindertenkonferenz



Bild:pd

kennen gelernt. Gemeinsam gründen sie die Vereinigung «Dachschadendecker» und tragen ihre Erlebnisse in der Arbeitswelt zusammen.

Ausgelöst von einer Erkrankung, sind die psychiatrischen Symptome dauerhaft – der Antrieb, die emotionale Stabilität, die Orientierung und Wahrnehmung können beeinträchtigt sein. So formuliert die Weltgesundheitsorganisation den ersten Wirkfaktor psychischer Beeinträchtigung. Wie es die Betroffenen selber sehen und erleben, wie Worte gesucht werden, um zu erklären, was anderen unsichtbar ist, davon handelt das Stück. Denn im Gegensatz zu Prothesen bleibt die psychische Beeinträchtigung lange verborgen, ist unfassbar unanfassbar. Der Theaterautor Paul Steinemann hat daraus das Stück um Vera geschrieben, deren «Leben aus dem Tritt fällt». Gespielt von Julia Bihl, Suna Baldinger und Simon Ledermann – von Schauspielern. Die Ambitionen des Stückes sind gross. Es soll die Barrieren in den Köpfen der psychisch Unversehrten öffnen, Vorurteile abbauen. Nicht nur auf betroffene, ernsthafte Art, sondern auch auf gelöste, humorvolle. (ak)

GRABENHALLE ST.GALLEN.

So 21., Mo 22., Mi 24. November,
jeweils 20 Uhr.
Mehr Infos: www.grabenhalle.ch

Forward

Erinnern mit Dan Treacy.

«I don't want just to be lonely / I want to feel with you only / Yes or no / she's my yoko / please don't go / you're my yoko / I'll be there when the ship comes in / I'll be the one on the quayside waiting to greet you / and that's Daniel.» Es ist Daniel Treacy, der auf seine Yoko wartet. Derselbe Treacy, der 1982 mit seiner Art-Punk-Band **Television Personalities** eine LP mit dem wunderbaren Titel «They Could Have Been Bigger Than The Beatles» aufnahm. Und es ist anzunehmen, dass Treacy damit nicht einfach einen billigen Witz reissen wollte, denn man weiss ja, dass der beste Clown der traurigste ist und jeder Witz ein bisschen wahr. Aber in Zeiten, wo man das Gefühl hat, dass sogar der Humor nach rechts abgedreht hat, ist eh nichts mehr sicher. Oder wo Popbands *Someone still loves you Boris Yeltsin* oder *Everybody Was In The French Resistance ... Now!* heissen. Die Ironie ist eben doch noch nicht vom Tisch, die Postironiker stehen auf der Matte und machen mit ihrer guten Dauerlaune auch nicht, dass es einem besser geht.

Treacy löst 1998 die Band auf, trinkt, nimmt Drogen, verschwindet für ein paar Jahre, sitzt im Knast und singt 2006 auf dem Comeback-Album aus den verkorkstesten Ecke seiner Seele: «My Dark Places». Diesen Poeten in der rostigen Hülle besingt auch das angesagte Indietronic-Duo **MGMT** in ihrer Hommage «A Song For Dan Treacy».

Laut Konzertberichten aus letzter Zeit könnte es ein hartes Konzert werden, wenn er verladen auf die Bühne stolpert, das Mikrofon in der Hand hält und in die Halterung desselben singt. Aber wer sagt denn immer, dass das perfekte Konzert perfekt sein muss? Mehr zu TVP gibt es am vorhergehenden Donnerstagabend. Die beiden Experten und Fans Marcel Elsener und Hampi Schlumpf spielen Musik, Filme und anderes aus der Television-Personalities-Welt von 1977 bis 1910. – Denn wie heisst die



Bild:pd

aktuelle Platte so passend? –
«A Memory Is Better Than
Nothing.» (js)

PALACE ST.GALLEN.
Freitag, 19. November, 22 Uhr.
Mehr Infos: www.palace.sg

Schwärmen mit Nils Koppruch.

Am selben Abend ist in der Grabenhalle der Hamburger **Nils Koppruch** zu Gast. Und weil «der Vogel nur singt, bist du nach ihm greifst», sollen wenigstens hier beide Möglichkeiten offen gehalten werden. Koppruch spielte letztes Jahr am Jubiläumsfest von «Saiten» und sagte, dass er wieder nach St.Gallen kommen werde mit seiner neuen Platte «Caruso». Beim Rauchen vor der Halle meinte er, die Platte würde anders klingen als seine anderen Solosachen oder jene früher, mit seiner alten Band Fink.

Koppruchs Texte sind konkreter geworden. Wenn in seinen früheren Songs stampfend um einen dampfenden Kessel Kompott getanzt, oder ein kleines grünes Haus besungen wurde, steht er heute im Regen vor einem Fenster und singt «und eine Stimme ruft von oben, falsches Fenster, falsche Zeit». Die Eigenartigkeit und die abenteuerliche Rumtreiberstimmung haben einer eher gesetzten Romantik und Glücklichkeit Platz gemacht. Aber nach wie vor treibt die Musik beschwingt vorwärts, raus ins

Country, auf Deutsch, aber ohne Schnauz und Truck: «Ich bin verrückt vor Liebe / ich sieh nie mehr ne andre an / ich krieche auf allen Viern durchs Haus / und leg mich auf der Strasse lang.»

Sehenswert dürfte auch Koppruchs Vorband **Das Trojanische Pferd** sein. Die beiden Wiener, meist mit Gitarre und Cello auf der Bühne, singen in guter Wienerliedermanier. Fritz Ostermeyer schwärmte in seiner Sendung im «Sumpf» auf FM4: «Vor kurzem habe ich das Album «Das Trojanische Pferd» in die Hand bekommen und bin begeistert. Ganz, ganz begeistert, grossartig! Ich liebe alle Songs da drauf, muss ich sagen.» (js)

GRABENHALLE ST.GALLEN.
Freitag, 19. November, 21.45 Uhr
Mehr Infos: www.grabenhalle.ch

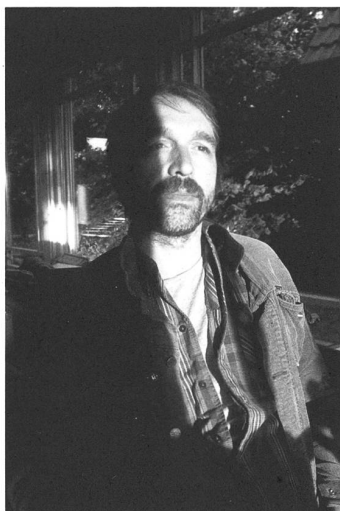
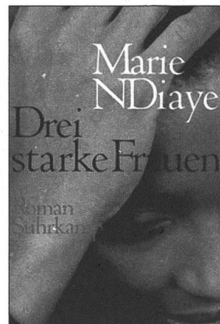


Bild:pd

Literatur

mit LEA HÜRLIMANN

Über die Grenzen.



Drei Frauen, die vor allem eines gemeinsam haben: ihren Migrationshintergrund. Norah, die Juristin, ist in Frankreich aufgewachsen. Sie folgt der Bitte ihres Vaters, ihn in Dakar zu besuchen, was sie schon seit Jahren nicht getan hat. Er will mit ihr etwas Wichtiges besprechen. Norah soll ihren Bruder aus dem Gefängnis holen, der angeklagt ist, die junge Ehefrau des Vaters umgebracht zu haben. Auf den Spuren ihrer Vergangenheit wird sie mit Dingen konfrontiert, die sie eigentlich lieber nicht mehr wissen wollte. Fanta ist ihrem Ehemann Rudy aus Dakar in die französische Provinz gefolgt. Dort scheint sie sich völlig aufgegeben zu haben und nur noch die Tage abzusetzen. Khadys Ehemann ist jung gestorben. Von ihren Schwiegereltern und Schwägerinnen wird sie schikaniert. Das schlimmste aber ist, dass sie nie Kinder bekommen konnte, was sie in den Augen der Familie nur noch wertloser macht. Sie wird auf die lange Reise nach Europa geschickt und erfährt unterwegs noch mehr Leid. Khady hat nichts mehr ausser ihrer Selbstachtung, als sie – kurz vor dem Ziel – beim Versuch, die hohen Grenzzäune zu überwinden, erschossen wird.

MARIE NDIAYE.
Drei starke Frauen.
Suhrkamp, Berlin 2010.

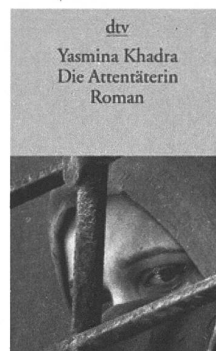
Amins Frau.

Wie kommt eine junge Frau, der es an nichts fehlt und die glücklich zu sein scheint, die doch so gar nichts mit Fundamentalismus zu tun hat, dazu, sich mitten in ei-

nem Restaurant in die Luft zu sprengen? Weshalb sehen gesunde und früher lebensfreudige Jugendliche keinen anderen Ausweg mehr, als sich umzubringen und dabei möglichst viele Menschen mit in den Tod zu reissen? Wie kann man über einen Menschen, mit dem man seit fünfzehn Jahren sein Leben teilt und den man über alles liebt, so gut wie nichts wissen?

Amin Jaafari ist ein angesehenen Chirurgen in Tel Aviv. Von seinen Kollegen unterscheidet ihn, dass er arabischer Herkunft ist. Trotz den Hürden, die ihm diese Tatsache bescherte, könnte seine Karriere nicht besser laufen. Dasselbe gilt auch für sein Privatleben, bis die Stadt von einem Selbstmordattentat erschüttert wird, das niemand anders als Amins geliebte Frau Sihem verübt haben soll. Noch völlig fassungslos gerät Amin – der es als seine Berufung versteht, Leben zu retten – selbst in Verdacht, mit dem Attentat etwas zu tun zu haben. Verzweifelt versucht er herauszufinden, wieso seine Frau, die doch nicht einmal besonders strenggläubig war, dies getan haben könnte. Seine Nase in die Angelegenheiten der radikalen Gruppierungen zu stecken, ist allerdings nicht ganz ungefährlich, wie er am eigenen Leib feststellen muss. Nach und nach wird zudem alles, was er über Sihem zu wissen glaubte, in Frage gestellt. Er begibt sich zurück zu seinen eigenen Wurzeln und lernt jenseits der grossen Mauern die Realität kennen, die er bis dahin nur aus Fernsehen und Radio kannte.

YASMINA KHADRA.
Die Attentäterin. dtv, München 2010.



Presswerk

von ANNA FREI*



EARLY LADIES IN LABS & KONSTRUIERTE IDENTITÄTEN IN MEMORY LOOPS

EINE SUBJEKTIVE VERKNÜPFUNG AUS DEM GESTELL

Zur Einleitung: Vor dem Film brüllt die Löwin nicht wirklich, sie wird abgespielt. Die in 1888 in Leipzig geborene Johanna Magdalena Beyer [1] war eine der ersten Komponistinnen, die für ihre Partituren explizit elektronische Instrumente verlangte. Ihr Stück «**Music of the Spheres**» [2] (1938), für «Löwengebrüll und Triangel», wurde jedoch erst 1977 von dem sogenannten »Electric Weasel Ensemble» uraufgeführt. Sie unterzeichnete ihre Partituren jeweils bewusst mit J.M. Beyer. Denn in der damaligen, männerdominierten Komponistenwelt war «unknown

gender» die bessere Strategie, um ernst genommen zu werden. *New Music For Electronic & Recorded Media. Women In Electronic Music – 1977* New World Records, 2006

Zwei Jahre vor J.M. Beyers Tod, 1942, nahm in London die 1925 geborene **Daphne Oram** [3] gerade ihre Arbeit als «music balancer» bei BBC in London auf, wo sie später den BBC Radiophonic Workshop (ein Studio zur Erforschung elektronisch erzeugter Klänge) mitinitiierte und leitete. Da Anschaffungen neuester Rundfunktechnik aufgrund mangelnden Interesses seitens der BBC verhindert oder nicht finanziert wurden und Oram zur Genüge mit Milchflaschen, Kies und Tonbändern experimentiert hatte, gründete sie 1959 ihr eigenes «Oramics Studio for Electronic

Composition». Von **Leopold Stokowski's** [4] Schriften «Music For All of Us» motiviert, arbeitete Oram an der Vision eines Instruments, das dem/der KomponistIn erlauben soll, direkt am Computer zu komponieren, sowie der/die MalerIn, sein/ihr Bild direkt mit Pinsel auf die Leinwand malt. Mit Soundproduktionen für Rundfunk und Theater quersubventionierte sie sich die mit Hilfe des Ingenieurs F.W. Woods entwickelte **Oramics-Maschine** [5], welche auf 35mm-Filmstreifen gemalte Grafiken in Tonhöhe, Tonlängen, Klangfarbe, Dynamik und weitere musikalische Parameter umwandelte.

Ein genauerer Text zu Daphne Orams Werdegang auf Deutsch ist im letzten *Testcard, Nr.19, Blühende Nischen* [6] erschienen. Eine Auswahl der Kompositionen und Experimente der Pionierin der Early Electronics sind nun endlich erstmals auf 4-fachem Vinyl erhältlich. *Daphne Oram, Oramics, Young Americans, 2010*, [7]

Die Idee derart audiovisueller Sounderzeugung war zu Orams Zeiten nicht neu. Frühe Spuren führen auch in die Schweiz. 1932 experimentierte schon **Rudolf Pfenninger** [8], Sohn des Schweizer Kunstmalers Emil Pfenninger, mit Wellenformen und Klangerzeugung. In der soeben erschienenen Anthologie «**Musik aus dem Nichts – Die Geschichte der Elektroakustischen Musik in der Schweiz**» [9] werden damals erschienene Pressemeldungen zu Pfenningers «tönender Handschrift» zitiert, welche die Klangebauten als einen «aus Holzteilen gebauten Baum» beschreiben, «der täuschend ähnlich sein kann, aber niemals grünen wird!» Pfenninger brach nach mehreren degradierenden Presseechos zu seinen Theater- und Filmvertonungen die Experimente ab.

Musik aus dem Nichts – Die Geschichte der Elektroakustischen Musik in der Schweiz, Bruno Spoerri (Hg.), Chronos Verlag, 2010

Die zeitgleich mit Oram im BBC Radiophonic Workshop tätige **Delia Derbyshire** [10] fürchtete sich weniger vor Echos und künstlichen Bäumen. Die durch die «Dr. Who»-Titelmusik be-

kannt gewordene experimentelle Musikerin vereinte 1968 die bisweilen in akademischem Rahmen entwickelten Sounds zusammen mit David Vorhaus als «**White Noise**» [11] zu einem psychedelischen, steinschweren Richtungsweiser mit Namen «An Electric Storm», der aus keiner Krautrock-/Early Electronics-Sammlung je wieder zu entfernen ist. *White Noise, An Electric Storm, Island Remasters, 2007*

Die in jüngerer Zeit betriebene Aufarbeitung und dadurch erzeugte Sichtbarkeit und Bedeutung von Frauen wie Oram oder Derbyshire in der elektronischen Musikgeschichte bewirken beinahe eine Umkehrung von Beyers Genderproblem. Der deutsche Elektronik-Produzent **Jan Jelinek** hat sich diese Biografien angeeignet, neu kontextualisiert und daraus eine falsche Identität konstruiert. Mit der Behauptung, durch Zufall Material einer gelernten Apothekerin und Hausfrau namens **Ursula Bogner** [12] entdeckt zu haben, die in den späten sechziger Jahren in ihrer Wohnung in Berlin mit Synthesizern experimentierte und sich innerhalb eines sehr bürgerlichen Lebens mit Music Concrète und später New Wave beschäftigte, hat er eine fragwürdige Figur geschaffen, sich selbst aber Gehör und Berlin eine Pionierin verschafft.

Ursula Bogner, Recordings 1969–1988, LP, Faitiche, 2009
Ursula Bogner, Pluto hat einen Mond, 7inch, Maas Media Verlag, 2010, [13]

Mehrere Identitäten und ein Magnetspurtonbandgerät hat auch Megan Remy alias **U.S. Girls**. [14] Und ganz bestimmt würde die Einfrauband auch heute noch mit Kies und Milchflaschen musizieren. Das wunderbare verschrobene, psychedelische NoLofiWave-Album «Go Grey» [15], bei welchem die Band das Band im Loop ist und die vielen Remys mehrstimmig singen wie aus fernen, erfundenen Erinnerungen, sei der ganzen Datenhäufgemeinde zur Massage empfohlen. «*You leave me with the FM Radio, can't breathe in this Red Ford anymore.*» *U.S. Girls, Go Grey, Silbreeze, 2010*

* René Sieber setzt diesen Monat mit dem Presswerk aus und wird von Anna Frei vertreten.

ArtDesign Feldkirch

MESSE FÜR DESIGN . KUNST . MODE

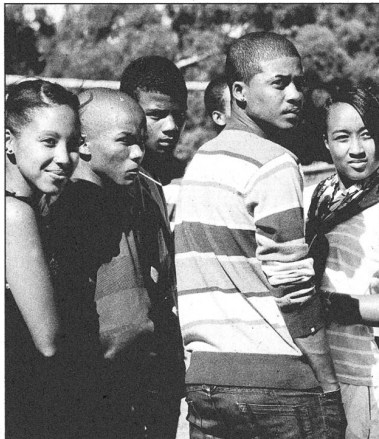
05 | 06 | 07 NOV 2010

MONTFORTH AUS | TÄGLICH 10 – 19 UHR

FELDKIRCH

ARTDESIGNFELDKIRCH.AT

WWW.AEBENVER.AT



GEGEN GEWALT TÄTIG

Mit Ihrer Spende stärken Sie Jugendliche in unseren Projekten für ein Leben ohne Gewalt. In Afrika, Lateinamerika und in der Schweiz.

terre des hommes schweiz

Postkonto 40-260-2 • www.terredeshommes.ch

EIN REGIONALES PROJEKT ZUM UNO-JAHR DER BIODIVERSITÄT 2010

FILMWETTBEWERB

ZUM THEMA BIODIVERSITÄT

PRÄSENTATION & PRÄMIERUNG
DER BESTEN KURZFILME & CLIPS

FREITAG 5. NOVEMBER 2010
KINO CORSO

BRÜHLGASSE 3, 9000 ST. GALLEN

TÜRÖFFNUNG: 20.00H, BEGINN: 20.30H, EINTRITT GRATIS
WEITERE INFOS: WWW.FILMWETTBEWERB.CH



Appenzell & St. Gallen



Departement des Innern
des Kantons St. Gallen
Amt für Sozialwesen

SWISSLOS
Kanton St. Gallen

Rita & Arthur
Dietschweiler Stiftung
Forum für Kinder und Jugendliche

euro26.ch
Have a good time!

Mit Unterstützung von
Appenzell Ausserrhodan

Arnold Billwiler Stiftung

TW Stiftung